



HENRIKE ENGEL

Die  
**Hafenärztin**

EIN LEBEN FÜR DAS  
GLÜCK DER KINDER

**SPIEGEL**  
Bestseller-  
Autorin

ROMAN

ullstein 

Henrike Engel

Die Hafenärztin

Ein Leben für das Glück der Kinder



Henrike Engel

# Die Hafenärztin

Ein Leben für das Glück der Kinder

Roman

Hafenärztin-Serie Band 2

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft und anderen  
kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Originalausgabe im Ullstein Paperback

1. Auflage Juni 2022

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © bürosüd° (Rahmen, Details), © akg Images,

© Arcangel Images / Ildiko Neer

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493-189-5

# Was auf den Winter folgt

Dovenfleet, Hamburger Hafen,  
8. März 1911

## 1.

Die Zeit heilt alle Wunden, dachte Dr. Anne Fitzpatrick, als sie in ihren Mantel schlüpfte, die Tür öffnete, den Fahrer begrüßte und ihm zu seinem an der Hauptstraße geparkten Wagen folgte.

Die *Hapag* ließ sich das Engagement der jungen Ärztin etwas kosten, Anne wurde nicht nur per Chauffeur auf die Veddel gebracht, ein Wagen fuhr sie auch nach der Schicht in den Auswandererhallen zurück zu ihrer Wohnung in der Gurlittstraße.

Aber nicht nur sie wurde auf diese Art verwöhnt, die Reederei ließ sich die Betreuung der Auswanderer in jeder Hinsicht viel kosten.

Bis vor wenigen Jahren waren die Menschen, die nun aus dem Osten nach Hamburg kamen, um von dort ihre Schiffspassagen anzutreten, noch auf dem großen Grasbrook untergebracht gewesen, in unmittelbarer Nähe zum Magdeburger Hafen und vor allem nah an der Innenstadt. Doch dann war das Terrain zu klein geworden, konnte die Massen an Auswanderungswilligen nicht mehr fassen, und überdies hatte Albert Ballin, Geschäftsführer der *Hapag*, beschlossen, das Geschäft mit den Auswanderern so zu professionalisieren, dass er jedwede Konkurrenz mit einem Schlag übertrumpfte. Und ließ auf der Veddel die Stadt in der Stadt bauen.

Sie passierten die Brandshofer Schleuse, in der Dämmerung leuchteten die Lichter des Hafens, in dem Tag und Nacht gearbeitet wurde, von den Schiffswerften drangen die Geräusche

der Arbeiten an Annes Ohr. Metall klirrte dumpf auf Metall, Stahlkocher dröhnten wie anrollende Gewitter, und die Hammerschläge der Arbeiter orchestrierten die industrielle Symphonie.

Der Wagen bremste nun vor dem streng kontrollierten Tor der Auswandererhallen, ein Polizist blickte in den Fond, und als er Anne erkannte, tippte er sich an die Mütze und ließ sie passieren. Sie bogen auf die Hauptstraße ein und rollten langsam bis zur Rückseite des Empfangsgebäudes, wo Anne sich umkleiden konnte, bevor sie zu Fuß in den Quarantänebereich lief.

Auf der Hauptstraße waren ähnlich viele Passanten unterwegs wie auf dem Jungfernstieg. Hier in der kleinen Stadt auf der Veddel gab es alles, was die Auswanderer benötigten: eine Kirche, eine Synagoge, einen Kaufmannsladen und sogar einen kleinen Musikpavillon. Hier versorgten sie sich, bevor sie sich auf die Reise ins Ungewisse begaben. Kein Wunder, dass so viele Menschen ihre Heimat verließen. Sie hatten dort, wo sie geboren waren, selten eine Perspektive. Viele Juden flüchteten aus Russland vor den schrecklichen Pogromen, Bauern aus Galizien oder Polen mussten ihr Land verlassen, weil es nicht genug hergab, um ihre Großfamilien zu ernähren. Junge Frauen reisten allein oder in Begleitung von Verwandten, weil sie in der Heimat keine Ehemänner fanden. Allen war gemein, dass sie sich dort, wo sie hinreisten, eine bessere Zukunft erhofften.

An den fremdartigen Anblick mancher Menschen, die ihnen nun zu Fuß auf der Straße entgegenkamen oder die vor den riesenhaften Hallen – hier Pavillons genannt – saßen oder standen, in großen oder kleinen Grüppchen, hatte Anne sich längst gewöhnt. Frauen in bäuerlicher Kleidung, mit bunt bestickten Joppen und unzähligen Röcken, die sie übereinander trugen. Männer, die hohe Mützen aus lockigem Schaffell auf dem Kopf balancierten, unter den imposanten Schnurrbärten ragten lange, gebogene Pfeifen hervor. Schafhirten, Bauersfrauen, orthodoxe

Juden, aber auch elegante Städter waren hier untergebracht. Wer es sich leisten konnte, war im *Hotel Nord* oder *Süd* einquartiert, alle anderen drängten sich in den Schlafsälen der Pavillons. Dreißig davon gab es hier. In jedem waren Toiletten und Aufenthaltsräume untergebracht. Außerdem wurden die Menschen streng nach Geschlecht, Religionszugehörigkeit und Nationalität getrennt. Beinahe alle diese Auswanderer wurden von Agenten, die für eine der Reedereien aus Hamburg oder Bremerhaven tätig waren, in ihren Heimatländern angeworben und hatten Komplett-Pakete erworben. Darin waren der Transport aus der Heimat in versiegelten Sonderzügen in die Hafenstädte, die Unterkunft und üppige Verpflegung vor Ort sowie die Schiffspassage zu den Zielen in Übersee enthalten. Die *Hapag* achtete, klug geworden aus der verheerenden Cholera-Epidemie, die 1892 in Hamburg grassierte, besonders auf die Gesundheit der Auswanderer. Diese wurden in ihrer Heimat vor der Abreise auf Krankheiten aller Art untersucht, bei ihrer Ankunft im Deutschen Reich am Bahnhof Berlin-Ruhleben und schließlich ein letztes Mal, bevor sie die Dampfschiffe der *Hapag* bestiegen. Zusätzlich dazu mussten sie mehrmals am Tag zum Gesundheits-Appell antreten. Nicht allein, dass die Hamburger Reederei einen erneuten Cholera-Ausbruch befürchtete, was die Schließung der Auswandererhallen – dem wichtigsten Geschäftszweig der *Hapag* – bedeutet hätte, sondern auch, weil die Beamten in New York, jener Hafen, zu dem der größte Teil der Auswanderer strebte, jeden Einreisenden penibel untersuchten. Bestand auch nur der geringste Verdacht auf eine Krankheit, wurden die Asylsuchenden zurückgeschickt – und die jeweilige Reederei, die die Auswanderer transportiert hatte, musste für die Kosten der Rückreise aufkommen. Das wollte sich keine Reederei leisten, die knapp kalkulierte Rechnung, bei der trotz des Aufwandes, der mit den Auswanderern betrieben wurde, schwarze Zahlen in der Bilanz standen, würde ins Rut-

schen kommen. Es rechnete sich für die *Hapag* mehr, die Auswanderer intensiv auf Krankheiten zu untersuchen.

Für die regelmäßigen Kontrollen waren allein sechs Ärzte und ein Heer von Krankenschwestern auf der Veddel angestellt, darunter Dr. Tergit, den Anne nun vertrat. Erkrankte jemand, so wurde er oder sie auf die Quarantänestation, die von allen anderen Pavillons strengstens abgeschirmt wurde, geschickt.

Nachdem Anne ihre Kollegen begrüßt hatte, die ihre Skepsis einer weiblichen Medizinerin gegenüber nur langsam abbauten, aber zu höflich waren, um ihr mit demonstrativer Ablehnung zu begegnen, betrat Anne die Quarantänestation. Lediglich ein Drittel der Betten war belegt. Wer hier eingewiesen wurde, konnte in der Regel nach wenigen Tagen entlassen werden, wenn sich keine dramatischen Krankheiten ausbreiteten.

Nachdem sie eine gute Stunde auf der Station verbracht hatte, Fieber gemessen, Puls gefühlt, die Medikamentengabe überprüft und vor allem tröstende Worte verteilt hatte, machte sich Anne auf den Weg, die Pavillons auf der anderen Seite der Wilhelmsburgerstraße zu besuchen. Sie hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, regelmäßig durch die Schlafsäle zu gehen, um nach dem Rechten zu sehen. Denn nicht jeder suchte Hilfe, auch wenn er oder sie sie benötigte. Dazu waren die Sprachbarriere und der kulturelle Unterschied oftmals zu hoch. Anne aber scheute sich nicht, Frauen oder Kinder, die allein reisten, anzusprechen, ob sie Unterstützung benötigten. Selten traf sie auf Resonanz. Die Menschen hatten Angst davor, ihre Hilflosigkeit, Erschöpfung oder Schwäche einzugestehen, mussten sie doch befürchten, dass ihnen die *Hapag* möglicherweise die Schiffspassage verweigerte. Dennoch gab Anne in ihrem Bemühen nicht nach.

Doch an diesem Abend kam sie nicht weiter als bis zum Pavillon 27. Sie trat aus der Hintertür der Quarantänestation, streifte

den Mundschutz ab und atmete tief die klare Abendluft ein. Es war noch nicht einmal sieben Uhr, aber schon stockfinster, eine schmale Mondsichel erhob sich über der Halbinsel, bereit, ihre nächtliche Bahn über das Firmament der Westhalbkugel zu ziehen. Einige Meter von ihr entfernt nahm Anne die Silhouette zweier Menschen wahr. Einer der beiden stand gebückt und den Geräuschen nach zu urteilen, erbrach er sich ins Gebüsch. Der andere Mensch – eine Frau mit Kopftuch, wie Anne im Schein des Mondes und der Hafenlichter erkennen konnte, stützte ihn.

Anne zog den Mundschutz hoch und eilte mit großen Schritten zu den beiden.

»Hilfe?«, erkundigte sie sich, ahnend, dass die beiden kein Deutsch verstanden, und wiederholte ihre Frage auf Russisch.

Die Frau, bei der es sich mit Sicherheit um die Mutter des Kranken, ein etwa vierzehnjähriger Junge, handelte, schüttelte verängstigt den Kopf. Aber Anne ließ sich davon nicht abhalten, nahm den Jungen bei den Armen und drehte ihn zu sich. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten. Schweiß überzog seine Stirn, er schlotterte am Körper, die vor den Magen gepressten Arme sagten Anne, dass er dort Schmerzen litt. Bevor sie etwas sagen konnte, drehte er sich erneut zum Gebüsch und erbrach sich. Ein großer Hund, schwarz und zottelig, den Anne erst jetzt wahrnahm, schnüffelte interessiert im Gebüsch, die Mutter des Jungen versuchte vergeblich, ihn zu vertreiben.

»Er ist krank«, versuchte Anne radebrechend sich mit der Mutter zu verständigen. Sie sprach kein Russisch, auf der Veddel gab es Übersetzer, aber schon am ersten Tag hatte Anne sich die wichtigsten Vokabeln notiert, um sich notfalls mit den Menschen zu verständigen. Natürlich waren nicht alle Auswanderer des Russischen mächtig, es waren Griechen oder Polen und manchmal auch Deutschsprechende unter ihnen. Aber der größte Teil waren Juden, die vor den russischen Pogromen geflohen waren.

Resolut bugsierte Anne den kranken Jungen und seine verzweifelte Mutter zu der Hintertür, aus der sie zuvor getreten war, und winkte einer Krankenschwester, die ihr helfen sollte. Während diese sich um die Mutter kümmerte, die ihren Jungen zunächst nicht allein lassen wollte – erst musste Anne ihr versichern, dass sie nach der Untersuchung zu ihm gelassen werden konnte –, führte Anne das Kind zu einem Bett. Mit vor Angst geweiteten Augen verfolgte das arme Kind jede ihrer Bewegungen, Anne gab sich größte Mühe, ihm trotz der Verständigungsschwierigkeit zu vermitteln, dass sie sich gut um ihn kümmern würde. Und er nichts zu befürchten hätte, ganz gewiss würde er gesund werden.

»Bitte benachrichtigen Sie einen Übersetzer«, wandte sie sich an die Krankenschwester, die nun zu ihr geeilt kam, um ihr bei der Versorgung des Jungen zu helfen, der sich immer wieder erbrechen musste, seine Ausscheidungen nicht halten konnte und in Krämpfen wand. »Ich muss wissen, was er gegessen hat.«

Die Symptome, die das Kind zeigte, ließen mehrere Ursachen zu. Es konnte sich um eine Lebensmittelvergiftung handeln – die Lösung, auf die Anne am meisten hoffte, denn das würde bedeuten, dass er, sobald er den Mageninhalt restlos erbrochen hatte, schnell wieder auf die Beine kam. Der wässrige Durchfall, das Erbrechen von Blut und Galle, die Krämpfe und das schnell schlagende Herz bei schwachem Puls, ließen jedoch auf Schlimmeres schließen. Mit großer Wahrscheinlichkeit litt der junge Patient an einer Darmkrankheit. Der Ruhr oder, Anne scheute sich, den Gedanken zuzulassen, der Cholera.

In beiden Fällen mussten Mutter und Sohn strengstens von allen anderen Patienten getrennt werden und unter ständiger Beobachtung bleiben. Eine Epidemie war in den Auswandererhallen unter allen Umständen dringend zu verhindern.

Die anderen Ärzte wurden umgehend alarmiert, und kaum war der Junge nach der medizinischen Versorgung durch Anne

und die Schwester vor Erschöpfung eingeschlafen, besprachen sie untereinander die Maßnahmen. Da es jedoch nicht das erste Mal vorkam, dass jemand unter derartig heftigen Symptomen litt, waren sich die Mediziner schnell einig, dass sie den Krankheitsfall zwar mit allem gebotenen Ernst behandeln würden, übereinstimmend gingen sie jedoch davon aus, dass sich der Junge einen üblen Magen-Darm-Infekt zugezogen hatte. Man würde stündlich nach ihm sehen und ihn medizinisch intensiv betreuen, sich aber zurückhalten, was das Verkünden einer möglichen ansteckenden Krankheit betraf. Da sich aktuell kein weiterer Fall von Durchfall und Erbrechen zeigte, gingen Anne und ihre Kollegen nicht vom Schlimmsten aus.

Anne sah noch einmal nach dem Kind, das immer wieder von Magenkrämpfen geschüttelt wurde, beließ es aber in der fürsorglichen Obhut der Krankenschwester, die neben seinem Bett wachte. Die Mutter des Jungen war in einem anderen Zimmer untergebracht, sie hatte keinerlei Symptome, sollte aber zur Beobachtung auf der Quarantänestation bleiben, bis man Ruhr oder gegebenenfalls Cholera ausschließen konnte. Mithilfe eines Übersetzers gelang es Anne, der Frau die schlimmsten Befürchtungen zu nehmen, sie versicherte ihr, dass alles getan werde, um Valentin, so hieß der Junge, wieder gesund zu machen.

Anschließend machte Anne sich ein zweites Mal auf den Weg zu den Pavillons. Es war nun viel ruhiger auf der Straße geworden, vereinzelt saßen Männer auf den Stufen vor den Gebäuden, rauchten und unterhielten sich leise. Von irgendwo wehten die Fetzen eines sehnsuchtsvollen Liedes zu Anne, das jemand auf dem Akkordeon spielte. Die Mondsichel stand deutlich höher als zuvor am Abendhimmel und leuchtete mit voller Kraft. Morgen würde es wieder ein schöner Tag werden, hoffte die junge Ärztin. Ein weiterer sonnig-kalter Frühlingstag, der vom Ende der Kälte und Nässe kündete. Ein Hund fiel mit Gejaule in das Akkordeonlied mit ein, es klang schmerzvoll und traurig, Anne

wollte es das Herz zerreißen angesichts des Jammerns des Tieres, dessen heftiges Wehklagen die schöne Melodie störte.

Anne lief in ihrem weißen Kittel durch die schwach erleuchtete Straße. Es war kalt, nur wenige Grade über null, schließlich war es erst März, aber es fühlte sich dennoch gut an, denn Anne liebte es, sich zu spüren, zu merken, wie sich die Poren ihrer Haut an der frischen Luft zusammenzogen, sich die Härchen aufstellten und sich vor ihrem Mund bei jedem Ausatmen eine weiße Wolke bildete. Sie hielt sich viel zu viel in Innenräumen auf, dachte sie nun. Hätte sie den morgendlichen Spaziergang an der Alster nicht, sie käme kaum noch hinaus. Und wie genoss sie es, Kälte, Frische, Freiheit zu spüren, mit jeder Pore einzuatmen, den Wechsel der Jahreszeiten hautnah zu erleben.

Die Fenster der Pavillons waren hell erleuchtet, durch ein Fenster spähte sie hinein, geradewegs in das Zimmer, das als Aufenthaltsraum den Frauen und Kindern vorbehalten war. Die Männer hatten einen eigenen Raum, in dem sie diskutieren, rauchen oder Schach spielen durften. Noch war es nicht an der Zeit, ins Bett zu gehen, mit Wohlwollen betrachtete Anne von draußen die Mütter und ihre Kinder im Inneren. Morgen würde Valentins Mutter wieder unter ihnen sein, dachte Anne, und wenig später auch der Junge selbst. Und dann würden die beiden das Dampfschiff besteigen, das sie in die Ferne bringen würde. Alle Brücken hätten die beiden, die ohne männliche Begleitung reisten, so hatte die Mutter es erzählt, hinter sich abgebrochen.

Anne wusste, was das bedeutete, sie hatte es so oder zumindest so ähnlich bereits selbst einmal erlebt. Sie war fünfzehn Jahre alt gewesen, als ihre Eltern mit ihr Hals über Kopf Hamburg verlassen hatten und nach London umzogen. Lediglich ihre Kleider, ihre Spielsachen und einige der Bediensteten hatten Anne in das fremde Land begleiten dürfen. Sie konnte damals nur wenig Englisch sprechen, und sie hatte keine Freunde in der

fremden Stadt. Lange hatte sie gebraucht, um sich einzuleben, zum Schluss aber, nach zwölf Jahren, war ihr England und insbesondere London zur alleinigen Heimat geworden. Sie hatte ein Studium abgeschlossen, übte ihren Beruf aus, engagierte sich in der Frauenbewegung, hatte einen großen und lebendigen Freundeskreis und last but not least eine Lebensgefährtin. Milena.

Ach, Milena. Anne schloss kurz die Augen, um sich das Bild ihrer Geliebten zu vergegenwärtigen, aber es wollte ihr nicht mehr gelingen. Das weiche kupferfarbene Haar, die mandelförmigen Augen, die olivfarbene Haut – das Bild Milenas verblasste zusehends. Über ein Jahr war es her, dass sie sich ein letztes Mal in den Armen gehalten, ein letztes Mal geküsst hatten. Es war die Silvesternacht in eine neue Dekade, wenige Stunden später musste Anne aus ihrer zweiten Heimat fliehen, hatte bei Nacht und Nebel ein Schiff betreten und war zurück nach Hamburg gegangen. Wo sie sich erneut allein zurechtfinden und alles neu aufbauen musste.

Es war hart gewesen. Sie hatte viele einsame Stunden seitdem verbracht. Aber niemals war es für sie so schwer gewesen wie für die Frauen, die sie nun lachend und schwatzend, mit ihren Kindern spielend oder Handarbeiten ausführend durch das erleuchtete Fenster betrachtete. Anne Fitzpatrick oder Anne van der Zwaan, wie sie in Wirklichkeit hieß, war nie mittellos gewesen. Sie war die Tochter eines reichen Mannes, dessen Geld ihr jeden Weg geebnet hatte. Und sie war von England in ihre eigentliche Heimat zurückgekehrt. Außerdem – und das war in Annes Augen der bedeutendste Unterschied – übte sie einen Beruf aus. Einen Beruf, der ihr Ansehen und Reputation verschaffte. Der sie ausfüllte und glücklich machte. Einen Beruf, der sie ernährte – vollkommen unabhängig davon, ob ihr Vater sie unterstützte oder nicht.

Wie viele der rund vierzig Frauen dort drinnen in dem Zim-

mer konnten das von sich sagen? Einige würden ihre Existenz durch Heirat in den neuen Ländern sichern können. Zweckheiraten, daran gab es nichts zu beschönigen. Manche würden das Glück haben und Arbeit finden. Als Wäscherin, Näherin, am Fließband oder in einem der zahlreichen Restaurants, Hotels und Geschäften. Anne konnte den Mut und die Entschlossenheit dieser Frauen nur bewundern. Sie waren der Sprache in den Ländern, in welchen sie eine Zukunft aufbauen wollten, nicht mächtig, und manchmal waren sie dort, wo sie hinkamen, nicht willkommen – oftmals von Landsleuten, die lange vor ihnen bereits ausgewandert waren und sich eine Existenzgrundlage gesichert hatten, die sie mit den Neuankömmlingen nicht teilen wollten. Und dennoch ließen diese Menschen alles hinter sich, Verwandte, Freunde, Heimat, Hab und Gut, und hofften auf einen Neuanfang. Anne wünschte einem jeden von ihnen, Frauen wie Männern, nur das Beste. Und sie sah ihre Arbeit hier auf der Veddel als Unterstützung und nicht als Schikane. Sie lief die wenigen Treppen zur Eingangstür des Pavillons, öffnete diese und tauchte ein in die Wärme des Hauses, in das babylonische Sprachgewirr, die fremden Gerüche und Gesichter.

Eine weitere Stunde später hatte sie ihre Runde absolviert, noch eine weitere Stunde, dann erwartete sie der Wagen, der sie zurück in die Stadt bringen würde. Annes Weg führte sie geradewegs in die Quarantänestation, um nach dem Jungen Valentin zu sehen, den sie in der Obhut der Schwester zurückgelassen hatte.

Er lag in seinem Bett. Ein weißes schmales Gesicht, die schwarzen Haare lagen verklebt auf der Stirn. Die Schwester war nicht zu sehen, vermutlich widmete sie sich anderen Aufgaben, sobald der Junge erschöpft eingeschlafen war. Anne wollte sich ebenfalls abwenden, um das Kind nicht zu wecken, da hielt etwas sie zurück. Einer plötzlichen Eingebung folgend, wischte sie den Gazevorhang, der um sein Bett gespannt war,

zur Seite und jetzt, wo sie ihn deutlicher sehen konnte, wusste sie auf den ersten Blick, dass etwas nicht stimmte.

Valentin schlief nicht.

Er war tot.

## 2.

»Ich kann das nicht!«

Entschlossen legte Paulina die Schere auf den Frisiertisch, verschränkte die Arme vor der Brust, schob das Kinn vor und sah Helene an. »Deine schönen Haare!«

Am Boden lag eine feuerrote Locke, Helene bückte sich und hob sie auf. Seidenweich schmiegte sich die lange Strähne in ihre Hand. Paulina hatte recht. Ihre Haare waren wunderschön. Nichtsdestotrotz: Sie mussten weg!

»Dann mache ich es selbst«, sagte sie, griff nach der Schere und schnitt beherzt eine weitere Locke ab. Wie sie erwartet hatte, nahm Paulina ihr das Werkzeug sofort aus der Hand.

»Bloß nicht. Das wird ja noch schlimmer, als wenn ich es tue.«

Helene grinste und besah sich im Spiegel. Die Freundinnen saßen in Paulinas Zimmer, im ersten Stock der Reimers'schen Villa. Von hier konnte Helene in den Garten blicken, der sich hinter dem Haus erstreckte. Aus dem Zimmer von Paulinas ältester Schwester Mina, das am anderen Ende des Flures lag, hätte sie ihr Elternhaus sehen können. Die Familien Curtius und Reimers wohnten dicht beieinander im Hamburger Stadtteil Uhlenhorst, in der Körnerstraße. Es waren nur wenige Meter, die die Häuser, aber Welten, die die Familien voneinander trennten.

Paulina lebte mit ihrer Mutter Ida, Vater Ferdinand, einem Sozialisten und Anwalt sowie den beiden Schwestern in einem liberalen, der Kunst und progressiven Politik gegenüber aufgeschlossenen Haushalt. Hier gaben sich Künstler, Musiker, Re-

former, Wissenschaftler und Sozis die Klinke in die Hand. Ida Reimers führte ein offenes Haus, ihre Soireen waren legendär. Helene liebte es, zu Gast im Haus ihrer Freundin zu sein, denn hier war die Welt, nach der sie so sehr dürstete, zu Hause.

Welch ein Gegensatz zum Haushalt der Familie Curtius! Helenes Vater, ein evangelischer Pastor, war ein angesehener hochrangiger Kirchenmann. Bis vor Kurzem noch hatte er mit strenger Hand über seine Familie geherrscht und geglaubt, ihre Geschicke allein lenken zu können. Freudlos ging es im Hause Curtius zu, das hatten Helene und ihr Bruder Klaus mit zunehmendem Alter so empfunden. Keine Gäste, keine Musik, kein Lachen, keine Diskussionen. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten beugte man sich schweigsam über den Teller, nur für das Dankesgebet durfte gesprochen werden.

Im vergangenen Jahr allerdings hatte sich das Unterste zuoberst gekehrt, die Regentschaft des Vaters war arg ins Wanken geraten. Es hatte damit begonnen, dass Klaus nach einem Streit das Haus verlassen hatte. Von einem Tag auf den anderen war er verschwunden – wie Helene später von ihm erfuhr, hatte er auf einem Frachter als Heizer angeheuert und war so nach Südamerika gekommen. Jetzt verdingte er sich in Havanna als Hauslehrer, und wenn sie seinen Briefen Glauben schenken durfte, ging es ihm dort großartig.

Ein halbes Jahr später war Helene in den grausamen Fall um den Hafenermörder verwickelt worden, und obwohl die Begleitumstände traurig waren, hatte sie dadurch zu persönlicher Freiheit gefunden. Die Bekanntschaft mit der Ärztin Dr. Fitzpatrick hatte den Anstoß gegeben, sich von ihrem Vater zu emanzipieren. Helene, für die Ideen der Frauenbewegung schon lange aufgeschlossen, brach die Haushaltsschule ab, setzte durch, dass sie ein Lehrerinnenseminar besuchen und damit einen Beruf erlernen durfte und stand nun kurz vor dem Abschluss desselben. Sie war dem Verein *Frauenwohl* beigetreten und hatte Pläne für ihre

Zukunft, die sich weder Mutter noch Vater in ihren wildesten Fantasien ausmalen konnten.

Ein weiterer Schritt auf diesem Weg war es, sich ihrer Lockenmähne zu entledigen. Helene wollte wie eine fortschrittliche Frau aussehen! Wie eine Frau, die ihren Mann stehen konnte. Liebreiz war für andere, sie wollte nicht gefallen, sie wollte stark wirken und es auch sein.

»Ich könnte heulen«, sagte Paulina, während sie Strähne um Strähne, Locke um Locke vom Kopf ihrer besten Freundin schnitt. »Ich wünschte, ich könnte mir deine Locken auf den Kopf kleben. Um meinen Schnittlauch wär's nicht schade.«

Was eine glatte Untertreibung war, und Paulina wusste es. Sie hatte in der Tat glattes, aber volles und schimmerndes Blondhaar. Trug sie es offen, sah sie aus wie ein Engel, der goldene Vorhang brachte ihr edel geschnittenes Gesicht vortrefflich zur Geltung. Alsterschwan, hatte Helenes Bruder Klaus die jüngste Reimers-Tochter stets genannt und damit den Nagel auf den Kopf getroffen.

So unterschiedlich wie die Familien, aus denen sie kamen, waren auch die Freundinnen, die sich seit den frühesten Kindertagen innig zugetan waren. Helene war sportlich, ihre Figur eher die eines Jungen, die weiblichen Rundungen waren weniger ausgeprägt als bei Paulina, die mit ihrem weichen Körper dem Frauenideal ihrer Zeit glich. Helenes jugenhaftes Äußeres jedoch entsprach ihrer inneren Verfasstheit. Von früh auf war sie wild, abenteuerlustig und bockig gewesen. Sie war kaum zu bändigen, um den Bewegungsdrang von Körper und Geist zu kanalisieren, trieb sie mit Hingabe Sport. Sie war eine der besten Ruderinnen in ihrem Verein *Germania*, auf dem Land legte sie beinahe jede Strecke, egal, ob es stürmte oder eiskalt war, auf ihrem heiß geliebten Hammonia-Rad zurück.

Zwanzig Jahre hatte sie wie im Gefängnis gelebt, durfte sich nicht entfalten, aber im November letzten Jahres hatte sie das

Tor zur Freiheit aufgestoßen, und nun gab es für Helene Curtius kein Halten mehr.

Locke um Locke fiel auf den Boden, Paulina arbeitete sich stumm durch die üppige Haarpracht, ihr Unbehagen spiegelte sich in ihrem Gesicht, Helene jedoch fühlte sich mit jeder Strähne, die zu Boden fiel, freier.

»Helene!« Von den beiden unbemerkt hatte Ida Reimers das Zimmer ihrer Tochter betreten, in einer Hand die unvermeidliche lange Zigarettenspitze mit der flachen Orientzigarette. »Chapeau!«

Sie trat näher, musterte die Sensation und lächelte schließlich. »Das steht dir ausgezeichnet.«

Helene atmete auf. Ein Lob von Ida war der Ritterschlag. Paulina dagegen zog skeptisch die Brauen zusammen. »Das meinst du nicht ernst, Maman.«

»Und ob. Darf ich?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm sie Paulina die Schere aus der Hand, reichte ihr stattdessen die Zigarettenspitze, die jene angeekelt entgegennahm, und fing an, den Schnitt zu korrigieren.

»Kinnlang«, kommentierte Ida, und Helene verfolgte zunächst interessiert jede ihrer Bewegungen im Spiegel, doch dann setzte sich Ida so, dass ihr der Blick versperrt wurde. Paulinas Mutter schnippte, zupfte, schob die Haare mal hier, mal dort hin, kniff kritisch die Augen zusammen, setzte die Schere erneut an. Dann musterte sie ihr Werk, lächelte und gab den Blick auf den Spiegel frei.

Helene beugte sich vor. Es war nicht besonders hell im Zimmer, aber was sie sah, gefiel ihr und erschreckte sie zugleich.

Sie erkannte sich kaum wieder. Ida hatte ihr die Haare wirklich kinnlang geschnitten, aber nicht nur das. Sie hatte sie an den Seiten gestuft, im Nacken kürzer als vorne geschnitten und He-

lene überdies einen kleinen Pony gezaubert. Sie hatte weniger weiblich wirken wollen mit den kurzen Haaren, tatsächlich aber umschmeichelte der neue Schnitt ihr Gesicht derart, dass sie nun aussah wie eine Frau und nicht mehr wie ein junges Mädchen. Wie eine erwachsene und sehr schöne junge Frau.

So eine Frisur sah man nicht alle Tage auf Hamburgs Straßen, aber Helene wusste aus den Zeitschriften, dass sich einige wenige moderne Frauen in New York und Paris so auf die Straße wagten.

»Eine Sensation«, kommentierte Ida. »Du siehst aus wie eine Amazone, Helene. Mit deinem kupferfarbenen Helm.«

In der Tat wirkte Helenes Lockmähne gebändigt, Ida hatte ihr die Wildheit ausgetrieben. Die Haare schmiegteten sich um ihren Kopf und umrahmten ihr Gesicht auf das Vorteilhafteste.

»Schick«, kommentierte nun auch Paulina. »Es steht dir tatsächlich!«

»Hochmodern wird das.« Ida Reimers klappte ihr Zigarettentui auf, steckte eine neue Orientzigarette in die Spitze und zündete sie an – ungeachtet der angewiderten Miene ihrer Tochter. »Ich hätte gute Lust, es dir gleich zu tun. Runter mit den alten Zöpfen! Die moderne berufstätige Frau trägt kurz.«

»Dann können deine Haare ja getrost lang bleiben«, kommentierte Paulina trocken.

Aber ihre Mutter nahm die vorlaute Bemerkung nur mit einem schallenden Lachen hin. »Auf in den Kampf, du Amazone!«, gab sie Helene mit auf den Weg, die sich erhoben hatte. Es war Zeit, nach Hause zu gehen, bereits halb zehn am Abend.

Immer wieder fasste Helene sich in die Haare und blickte ungläubig auf den roten Haarberg auf dem Parkett. So richtig würde sie wohl erst am nächsten Tag begreifen, was sie getan hatte.

»Was wird dein Vater sagen?«, erkundigte sich dann auch Paulina, während sie die Freundin aus dem Zimmer hinab ins Erdgeschoss und von dort zum Gartentor begleitete.

»Ist mir gleich«, Helene zuckte mit den Schultern.

»Was ist eigentlich passiert, dass du so ungeniert auf die Meinung deines Vaters pfeifst?«

»Schlaf gut, Liebes.« Anstatt ihr eine Antwort zu geben, drückte Helene Paulina einen Kuss auf die Wange und eilte über die Straße. Auf halbem Weg drehte sie sich um und winkte zur Silhouette ihrer Freundin zurück. »Und tausend Dank!«

Wie gern hätte sie ihrer besten Freundin die neugierige Frage beantwortet, ihr erzählt, was sie im vergangenen Herbst über ihren Vater herausgefunden hatte, aber das durfte sie nicht. Zu ungeheuerlich war es für sie, und auch wenn ihr Vater, der ein Verhältnis mit dem Dienstmädchen gehabt hatte, ja, sogar ein Kind mit ihm gezeugt hatte, kein Einzelfall war – Helene verschloss diese Entdeckung tief in ihrem Herzen und sprach mit niemandem darüber. Ihr Verhältnis zum Vater allerdings hatte sich seitdem grundlegend gewandelt.

Durch den Türschlitz am Boden sah Helene noch Licht, als sie in den Flur des Elternhauses trat. Jemand war also wach, Vater oder Mutter oder sogar beide. Sie zögerte kurz, griff nach der Klinke, entschied sich dann aber anders.

»Ich bin wieder zurück!«, rief sie durch die geschlossene Tür und eilte die Stufen nach oben in ihr Zimmer.

Sie war noch nicht bereit, sich den entsetzten Blicken ihrer Eltern zu stellen, das spürte sie. Noch hatte sie sich selbst nicht mit den kurzen Haaren angefreundet, Kritik würde sie kaum aushalten.

In ihrem Zimmer ging sie sogleich zum Fenster, öffnete es weit und steckte sich eine Zigarette an. Ein schreckliches Laster, das sich für eine Frau – wenn man denn nicht so eine mondäne Salondame wie Ida Reimers war, die sich um Konvention nur wenig scherte – nicht geziemte. Aber Helene hatte sich das Rauchen von ihrem Bruder abgeschaut, der ihr bei seinem Fortgang eine Packung Salem hinterlassen hatte, mit dem Rat, ab und an

eine Zigarette mit dem Dienstpersonal zu rauchen, bei dieser Gelegenheit erfahre man die interessanten Neuigkeiten.

Nun, Helene hatte geraucht. Mit Julie, dem damaligen Dienstmädchen. Und ja, sie hatte so einiges erfahren, leider auch das Unappetitliche, das sie niemals hatte wissen wollen. Aber Julie war verschollen, unter tragischen Umständen, nun war niemand mehr da, der das Laster mit Helene geteilt hätte. Doch sie behielt die Gewohnheit bei, rauchte anstatt im Dienstbotentrakt nun auf ihrem Zimmer.

Und dachte an Klaus, ihren Bruder im fernen Havanna. Sein letzter Brief hatte sie zum Jahreswechsel erreicht, seitdem hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Die Geschwister schrieben sich häufig, Helene erwartete die Briefe aus Kuba stets mit größter Vorfreude. Das lange Schweigen erfüllte sie mit Wehmut, Klaus fehlte ihr entsetzlich. Aber, so legte sie es sich zurecht, vermutlich war er zu beschäftigt und zu glücklich, um zu schreiben. Er schien seine Unabhängigkeit in der Ferne ordentlich auszukosten, schrieb ihr von nächtlichen Festen am Strand, von den unzähligen Bars in den Gassen der Stadt, die niemals schlief. Wenn sie hier stand, an ihrem Fenster, rauchte und auf die dunkle Binnentalster blickte, dachte Helene jeden Abend intensiv an ihn. Und stellte sich vor, was er sagen würde, wenn er sie so sähe. Heute mit ihrem kupferfarbenen Helm.

Ein letzter Blick zur schmalen Mondsichel, die einer goldenen Sense gleich am Himmel hing – war das ein böses Omen?, durchzuckte Helene kurz der Gedanke –, aber dann schloss sie ihr Fenster. Entkleidete sich, schlüpfte in ihr Nachthemd und lief in das dem Zimmer angrenzende Bad. Wusch sich das Gesicht und schob es danach nah an den Spiegel heran. Betrachtete es, wie ein Wissenschaftler ein Insekt auf dem Sezientisch inspiziert hätte. Ihr Blick glitt über die helle, von sehr blassen, im Winter beinahe unsichtbaren Sommersprossen übersäte Haut. Über den Mund, den sie seltsam unproportioniert fand, denn war

die Oberlippe nicht zu schmal im Verhältnis zur eher üppigen Unterlippe? Blieb an ihren Augen hängen, auf deren Grün sie so stolz war, weil es ihrem Blick etwas Katzenhaftes verlieh. Aber sie konnte noch so lange in den Spiegel starren, ihr Ebenbild gab ihr keine Antwort auf die Frage, die sie so furchtbar umtrieb.

Wer bist du, Helene Curtius?

Und wohin gehst du? Wer wirst du werden? Wer *willst* du werden?

Sosehr sie grübelte und in ihr Innerstes hineinhorchte, so wenig fand sie eine Antwort.

Helene löschte das Licht, legte sich ins Bett und umschloss das Elefäntchen, ihr Kuscheltier, mit beiden Armen.

Frei sein wollte sie, das war klar. Aber je mehr sie sich befreite – von ihrer Familie, von dem Rollenbild der Frau und ja, auch von ihrer Freundin Paulina –, desto unsicherer wurde sie. Besaß sie die Stärke, den Weg in ein selbstbestimmtes Leben weiterzugehen? Anne Fitzpatrick, die Ärztin, war ihr großes Vorbild. Je näher sie Anne in den letzten Monaten gekommen war, desto mehr wuchs ihre Bewunderung für deren Stärke und Unabhängigkeit, gleichzeitig schlich sich aber häufiger ein zarter Zweifel in die Bewunderung. War Anne, bei aller Freiheit, nicht auch einsam? Wollte Helene, die immerhin mit ihrer Familie zusammenlebte und Freunde hatte, allein leben? So allein wie Anne? Natürlich, die junge Ärztin und Frauenrechtlerin hatte sich innerhalb von wenigen Monaten einen Ruf als Medizinerin erarbeitet, der sie beinahe stadtbekannt gemacht hatte. Sie hatte gesellschaftlichen Umgang, war mittlerweile regelmäßiger Gast auf den Festen von Ida Reimers – aber legte sie sich nicht Abend für Abend allein in ihr Bett?

Der Gedanke, das Elefäntle könnte, würde sie so ein Leben führen, wie Anne es tat, lebenslang ihr einziger Begleiter sein, stimmte Helene traurig.

Darüber schlief sie ein.

Ihre Mutter Fanny schlug entsetzt die Hände vor den Mund, und Engelbert Curtius, Helenes Vater, sog vernehmlich die Luft ein, enthielt sich aber jedweden Kommentars.

»Was hast du nur mit deinen Locken angestellt, Kind?« Fanny erhob sich, ging zu ihrer Tochter und fasste ihr vorsichtig in die kurzen Haare.

»Wie du siehst, habe ich sie abgeschnitten. Ich fühle mich so viel wohler.«

Das war ein wenig gelogen, denn als Helene am Morgen in den Spiegel geblickt hatte, löste die neue Frisur durchaus widerstreitende Gefühle in ihr aus. Ja, es war bedeutend leichter auf dem Kopf, es kam ihr vor wie eine Zentnerlast, derer sie sich entledigt hatte. Das Haar fiel auch hübsch, es umschmeichelte noch immer ihr Gesicht, aber gleichzeitig befürchtete Helene, dass sie vielleicht doch zu wenig fraulich wirken könnte. Eine Wirkung, die sie immer abgelehnt hatte, aber jetzt, wo sie mutmaßte, dass sie sich dieses Aspekts ihrer Persönlichkeit beraubt hatte, wurde ihr unwohl.

»Mit Verlaub, ich finde, es steht Ihnen«, ließ sich Sophie vernehmen, das neue Mädchen im Haus.

Engelbert Curtius schickte ihr einen mahnenden Blick, woraufhin die Fünfzehnjährige beschämt zu Boden blickte, knickste und sich beeilte, Helene Kaffee einzugießen.

»Danke, Sophie, dass du deine Meinung mit uns teilst«, gab Fanny amüsiert zurück. »Aber es wäre mir lieber, wenn du mir das Omelett servierst, bevor es kalt wird.«

Röte überzog die Wangen des Mädchens, Helene beeilte sich, ihr zuzuzwinkern, dann lief Sophie rasch aus dem Esszimmer.

Die kleine Lautenschläger musste noch viel lernen. Helene hatte sie ins Haus geholt und durchgesetzt, dass ihre Eltern sie als neues Dienstmädchen engagierten, wo Julie doch bei Nacht und Nebel mit ihrem ungeborenen Kind verschwunden war. Sophie war Halbweise – der Frauenmörder Joachim von Stet-

ten hatte ihre Mutter auf dem Gewissen. Zufällig war Helene damals in der Polizeistation anwesend, als der Kommissar Berthold Rheydt der damals noch Vierzehnjährigen und zwei ihrer kleinen Geschwister die schlechte Nachricht überbracht hatte. Der Gedanke an die Kinder, deren Mutter gestorben und deren Vater arbeitsunfähig war, hatte Helene seinerzeit nicht losgelassen. Welches Schicksal erwartete die Kleinen? Sophie würde für den Lebensunterhalt aufkommen müssen – aber womit hätte sie das tun sollen, als Minderjährige? Diesen Gedanken hatte Helene, die Wohlbehütete, nicht zu Ende denken wollen.

Also war sie auf die Idee verfallen, dass sie Sophie retten konnte. Indem sie ihr eine Stelle anbot. Sie hatte es nicht bereut, das Mädchen und mit ihr der Vater waren dankbar für diese Chance – das Abkommen jedoch stellte alle Beteiligten vor große Herausforderungen. Sophie war zu jung, sie war nicht vertraut mit der Sprache und den Gepflogenheiten in einem Haushalt wie dem der Familie Curtius. Überdies gab es niemanden, der sie anlernte. Zwar gab sich die Köchin, die lange Jahre bei der Familie war, alle Mühe, Sophie mit den wichtigsten Regeln vertraut zu machen, aber es schien manchmal hoffnungslos. Auch heute Morgen war die Zeitung nicht gebügelt, Helenes Vater faltete sie missmutig auseinander, er hatte Sophie zum hundertsten Mal auf ihre Pflichten hingewiesen, aber es gab schlichtweg zu viele Regeln, die das Mädchen im Kopf behalten sollte.

Trotzdem würde sie bleiben. Und dazu bedurfte es nicht einmal mehr Helenes Fürsprache, denn ein Mädchen an die Luft zu setzen, das seine gesamte Familie ernähren musste und andernfalls geradewegs auf der Straße landen würde, das brachten weder Engelbert noch Fanny übers Herz.

Der Pastor faltete nun seine Zeitung zusammen, legte sie sorgfältig auf den Tisch und betrachtete seine Tochter, der unter dem väterlichen Blick immer noch nicht ganz wohl war, Emanzipation hin oder her.

»Ich vermute, die Frisur ist eine Vorbereitung auf den unseeligen Frauentag?«, erkundigte er sich mit mühsam unterdrücktem Missfallen. Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen.

»Nicht nur, aber auch.« Helene zwang sich, dem Blick ihres Vaters standzuhalten. Anders als früher war es aber nicht sie, die zuerst auswich.

»Soso«, murmelte er nur und verabschiedete sich in seine Arbeit.

Auch Helene beeilte sich, trank ihre Tasse Kaffee, nahm sich eine Scheibe Brot, gab ihrer Mutter einen Kuss und stürmte nach draußen.

Zu ihrem Bedauern musste sie auf ihr Fahrrad verzichten und die Trambahn nehmen. Der Weg zu den Auswandererhallen war viel zu lang, um ihn auf dem Rad zurückzulegen, Helene fuhr mit Tram und Zug. Sie leistete dort ihr Praktikum ab, das am Ende ihrer Ausbildung zur Lehrerin stand. Nur noch wenige Tage, dann hatte sie ihre Prüfungen und war fertig mit dem Seminar.

Doch der Arbeitsweg war das einzige Ärgernis im Zusammenhang mit ihrer Tätigkeit in den Auswandererhallen. Morgen für Morgen freute Helene sich auf die Arbeit. Sie war angestellt, um den Auswandererkindern Deutsch und Englisch beizubringen – eigentlich ein aussichtsloses Unterfangen, denn die Kinder blieben nur für die Zeit der zweiwöchigen Quarantäne, bevor sie weiterreisen mussten. Selten blieben ihre Schüler darüber hinaus, jeden Morgen begrüßte Helene neue in ihrer Klasse. Zudem verstand sie nur wenig von dem, was die Kinder zu ihr sagten – Helene war weder des Polnischen noch des Russischen mächtig. Umso größer war die Herausforderung. Der Spaß stellte sich trotzdem ein, zur großen Freude der Lehrerin nicht nur bei ihr, auch bei ihren Schülern. Helene hatte sich die Mühe gemacht und gemeinsam mit Paulina Bilder gemalt. Wichtige und grundlegende Begriffe wie Brot, Ball, Polizist, Schiff, Jacke, Blume,

Sonne und dergleichen Vokabeln mehr hatten die beiden auf Papier gemalt. Mit dieser Bilderbibel fühlte Helene sich gut gerüstet und hatte sich in den zurückliegenden Wochen verschiedene Varianten der Vermittlung ausgedacht. Manchmal schrieb sie die Begriffe an die Tafel – und die Kinder mussten malen, was sie darunter verstanden. Oder Helene malte und die Schüler antworteten mit den richtigen Begriffen. Sie ließ die Kinder Begriffspaare bilden oder einen Begriff in vielen Sprachen an die Tafel schreiben, wodurch wiederum sie lernte, wie Ball auf Polnisch hieß und Brot auf Russisch. Dabei löste sich Helene mehr und mehr von der im Lehrerinnenseminar erlernten Pädagogik – demnach hätten ihre Schüler seitenweise denselben Begriff in ihre Hefte schreiben müssen –, sondern orientierte sich an der Fröbel'schen Spielpädagogik. Ihre Ausbilderinnen hätten ihre Unterrichtsmethoden missbilligt, das wusste Helene sehr wohl, allein, in den Auswandererhallen sah ihr niemand auf die Finger. Sie konnte tun und lassen, was sie wollte, ab und zu steckte jemand den Kopf in ihr Klassenzimmer und sah nach dem Rechten. Da sowohl die Kinder als auch ihre Lehrerin stets gut gelaunt waren, und die Schüler auf Helenes Aufforderung hin ohne Probleme Gelerntes vortragen konnten, war man es zufrieden.

Nachdem sie den Eingang für die Angestellten passiert hatte und durch den Frühnebel, der vom direkt angrenzenden Zollhafen wie dicke Mehlsuppe aufgestiegen war und sich nur widerwillig zurückzog, durch die kleine Stadt in der Stadt lief, vorbei an den Pavillons und Speisehallen, in denen bereits reges Treiben herrschte, an ballspielenden Kindern und tollenden Hunden, den Verwaltungstrakt in Richtung der großen Kirche passierte, die den Platz zwischen *Hotel Süd* und *Hotel Nord* dominierte, überlegte sich Helene, was sie an diesem Tag mit ihren Kleinen üben würde. Sie entschied sich für ein Ballspiel.

Als sie ihr am Ende des Verwaltungsgebäudes gelegenes Klassenzimmer betrat, blickte sie in vierunddreißig Gesichter. Freudige, skeptische, verängstigte, fröhliche Gesichter. Das jüngste Kind, ein Mädchen, dürfte fünf, das älteste, ebenfalls ein Mädchen, vielleicht sechzehn sein.

»Guten Morgen!«, begrüßte Helene ihre Klasse mit Schwung.

Auch wenn nicht alle Kinder ihre Worte verstanden, wussten sie doch sofort, was gemeint war, und so erhielt Helene eine vielsprachige Antwort.

Die junge Lehrerin lächelte und nickte, drehte sich zur Tafel und schrieb ihren Gruß auf Deutsch an die Tafel. Dann winkte sie die älteste Schülerin zu sich, sagte noch einmal deutlich »Guten Morgen« und zeigte dabei auf die Worte, die sie an die Tafel geschrieben hatte. Sie forderte das Mädchen auf, ihren Gruß ebenfalls zu wiederholen.

»Доброе утро!«, gab das Mädchen zurück und lächelte verschämt.

Eine Russin, erkannte Helene, die in den Wochen ihrer Tätigkeit in den Auswandererhallen mit kaum einer Sprache so viel Umgang hatte wie mit der russischen.

Das Mädchen durfte nun ihrerseits den russischen Gruß an die Tafel schreiben, und so setzte sich der Sprachunterricht fort, in dessen Lauf auch das mürrischste Kind auftaute. Helene war vollkommen bei der Sache, sie bemühte sich stets, jedes Kind im Klassenzimmer mindestens einmal direkt anzusprechen und mitzunehmen, es gelang ihr beinahe immer. Nur sehr selten gab es Kinder, die nicht in der Lage waren, dem Unterricht zu folgen, sei es, weil sie verängstigt, zu erschöpft oder einfach zu übermütig waren, um sich zu konzentrieren. Doch das brachte die junge Lehrerin nicht aus dem Konzept. Konnte sie das Kind auch über mehrere Stunden nicht in den Unterricht integrieren, schickte sie es zu den Eltern zurück. Die Teilnahme am Unterricht war freiwillig, es war ein Angebot der *Hapag* an die Aus-

wanderer, und viele nahmen es mit Freude an. Auf diese Weise waren die Kinder beschäftigt und lernten etwas, das sie in der Fremde brauchen konnten – und den Eltern verschaffte es ein paar Stunden Luft, um sich auszuruhen oder wichtige Dinge für die Weiterreise zu klären.

Der kleine Unterrichtsraum befand sich im Abschnitt B des Geländes. B, das hieß, in der »reinen«, von Krankheiten befreiten Zone. Die »unreinen« Zonen waren mit A und C beziffert, der Beobachtungszone und dem Quarantänebereich.

Durch die beiden Fenster hatte Helene den Blick auf den Vorplatz, in dessen Mitte der hölzerne Kirchenbau thronte. In einem anderen Gebiet, hinter den Pavillons 11 und 12 befand sich eine Synagoge für die Auswanderer jüdischen Glaubens. Sie stellten zurzeit die Mehrheit der Auswanderungswilligen dar, kein Wunder, nach allem, was Helene über ihre Fluchtgründe erfahren hatte. Den Kindern merkte sie an, dass diese mit der Situation überfordert waren, nicht verstanden, warum sie alles, was sie liebten und kannten, zurücklassen mussten. Mit diesen Kindern gab Helene sich besondere Mühe, auch wenn die Sprachbarriere und die kurze Zeit, die sie die Kleinen in ihrer Obhut hatte, eine intensive Betreuung verhinderten. Das aber war die Arbeit, die die junge Pastorentochter am meisten interessierte und auch erfüllte. Welches Glück es ihr bereitere, ein trauriges, verschlossenes Kind zum Lachen zu bringen! Die Kinderseele war ein wertvolles Gut, und Helene gelangte immer mehr zu der Ansicht, dass sich diese Seelen nicht durch Zwang und Grobheiten, sondern nur durch Mitgefühl und Fantasie entfalten konnten.

Der Vormittag verging auf diese Art rasch, um zwölf entließ Helene ihre Schüler in die Mittagspause und machte sich selbst auf in die Speisehalle, ein großer Bau, der zwischen den beiden Hotels lag. Dort war für die Angestellten ein eigener Saal reser-

viert, das Essen war üppig und wurde in der direkt angrenzenden Küche frisch zubereitet.

Angelika, eine der Krankenschwestern in Helenes Alter, winkte ihr, sobald sie den Saal betrat, und Helene setzte sich auf den von ihrer neuen Bekanntschaft freigehaltenen Platz. Hühnerbrühe mit Einlage, Brot und zum Nachtschiff Grießbrei stand an diesem Tag auf der Speisekarte.

»Hast du es schon gehört?« Angelika senkte den Kopf und flüsterte.

Helene sah sie verwundert an und schüttelte nur den Kopf.

»Gestern Abend ist wieder ein Junge gestorben. Ein kleiner Russe, einer von den Neuen.«

Unwillkürlich zog sich Helenes Magen zusammen, und sie legte den Suppenlöffel hin.

Es kam nicht zum ersten Mal vor, dass sie in den Auswandererhallen einen Todesfall zu beklagen hatten. Trotz der strengen Hygienemaßnahmen.

Aber die Toten waren zumeist Kinder oder sehr alte Menschen, die an der Auszehrung starben, oftmals schon vorher geschwächt waren und die beschwerliche Reise nicht verkrafteten. Dennoch. Jedes tote Kind war eines zu viel.

Helenes Gedanken wanderten zu Anne. Hatte diese nicht auch am Abend Dienst gehabt?

Helene hatte ihre Freundin auf die Stelle hingewiesen. Doktor Tergit, der die Gesundheitsabteilung der Auswandererhallen leitete, hatte vorübergehend jemanden gesucht, der ihn vertrat, und Anne hatte die Stelle tatsächlich bekommen. Daraufhin hatte Helene gehofft, dass sie mit ihrer Freundin gemeinsam Dienst in den Hallen tun konnte, aber Anne trat ihre Schicht stets nach ihrer Arbeit in der Praxis an – dann, wenn Helene den Unterricht längst beendet hatte.

»Sie munkeln jetzt, es ist die Cholera«, fuhr Angelika fort und riss die Augen auf.

»Sag das nicht!«, fuhr Helene sie an. Und leiser fort. »Die Cholera ist ausgerottet. Und sie hätte keine Chance, hier, wo ständig alles kontrolliert wird.«

Angelika zuckte nur mit den Schultern. »Die Kolleginnen sprechen darüber. Auch dieser Junge hatte Krämpfe und Durchfall. Genau wie die anderen. Und genau wie die Cholerakranken. Margit sagt ...«

»Margit«, Helene verzog verächtlich den Mund. Margit war die Oberschwester in den Auswandererhallen. Eine sauertöpfige Alte, mit der Anne – wie Helene wusste – auf ständigem Kriegsfuß stand.

»Margit hat die Epidemie erlebt. Die weiß genau, wie die Cholera aussieht.« Angelika senkte ihre Stimme weiter. »Sie sagt, sie ist sich sicher. Aber die *Hapag* will's geheim halten, sonst wird hier alles dichtgemacht.«

Helene wollte etwas entgegnen, aber dann fing sie den Blick eines Arbeiters auf, der ihnen schräg gegenüber saß und offensichtlich Fetzen ihres Gespräches aufgeschnappt hatte. Sie schüttelte nur den Kopf und beschloss, nach der Arbeit einen Stopp bei Anne Fitzpatrick in der Praxis einzulegen. Wenn jemand etwas darüber wusste, dann war sie es.

Nach der Mittagspause sammelte Helene ihre Schüler wieder ein, die sich meistens auf dem Vorplatz tummelten, Ball und Kreisel spielten oder Hüpfspiele. Doch heute fehlten einige ihrer Schützlinge. Helene sprach das älteste Mädchen an, verständigte sich mit ihr mit den wenigen Brocken Russisch, etwas Deutsch und Englisch, woraufhin die Schülerin ihr bedeutete, ihr zu folgen. Sie führte Helene auf die Rückseite des Verwaltungstraktes. Dort befand sich ein kleiner Grünstreifen. Tatsächlich waren einige ihrer Schüler hier beschäftigt – offensichtlich buddelten sie ein Loch. Helene hieß sie, unverzüglich damit aufzuhören, und lief mit großen Schritten zu den beiden halbwüchsigen Jungen, die mit Schaufeln dort zugange waren. Um sie herum hatten sich

ein paar kleinere Kinder gruppiert. Als sie näher trat, sah Helene, was die Kinder dort vorhatten.

Sie schaufelten ein Grab.

Auf der vom Winter noch braunen Wiese lag der Kadaver eines Hundes. Es war der große schwarze Zottel, den Helene von Anfang an hier beobachtet hatte, ein lieber Streuner, der sich von jedem streicheln und füttern ließ. Betrübt blickte sie zu ihm herab, er hatte die Lefzen über die Zähne gezogen, an seinem Maul klebten trockene Reste von Erbrochenem. Offensichtlich war der Alte keines sanften Todes gestorben. Helene scheuchte die Kinder weg. Das Tier konnte Krankheiten übertragen, sie wies ihre Schüler an, sich umgehend die Hände zu waschen und in den Klassenraum zurückzukehren. Sie selbst suchte einen Wachmann und berichtete ihm von dem toten Tier. Es musste umgehend entsorgt werden, damit keine Seuchengefahr von ihm ausgehen konnte.

Sie dachte kurz an die Mondsichel, in der sie gestern Nacht eine Sense erkannt und dies als Omen gelesen hatte, aber dann schüttelte sie diesen Gedanken rasch ab. Sie war alles andere als abergläubisch!

»Die Cholera?« Anne sah Helene kopfschüttelnd an und fuhr fort, ohne sich um die Köpfe der anderen Frauen zu kümmern, die sich bei diesem Stichwort unwillkürlich zu ihnen gedreht hatten. »So ein Unsinn!«

»Margit behauptet ...«

»Margit!« Die Ärztin stöhnte. »Diese unerträgliche Person. Warum setzt sie diese Gerüchte in die Welt? Sie schadet damit nur sich selbst.«

»Bist du ganz sicher, dass es nicht diese Krankheit sein kann? Was, wenn sich der Erreger plötzlich doch verbreitet?« Helene vermied es, den Namen der Krankheit in den Mund zu nehmen.

»Zugegeben«, Anne zerteilte die Kartoffeln auf ihrem Teller und häufte Szegediner Gulasch darauf, »die Symptome passen.«

»Ist das dein Ernst?« Helene beugte sich etwas weiter zu Anne. Sie saßen im Grünen Haus, direkt am Magdeburger Hafen. Helene war nach der Arbeit zu Anne in die Praxis gefahren, um aus ihrem Mund mehr über den Tod des Jungen, Valentin, wie sie mittlerweile wusste, zu erfahren. Da Anne nicht die Gelegenheit gehabt hatte, über Tag etwas zu essen, geschweige denn, sich die Beine zu vertreten, waren sie gemeinsam hierhergelaufen, um die Stunde, bevor Anne zum Dienstantritt abgeholt wurde, an ihrer alten Wirkungsstätte zu verbringen.

Theresa kochte wunderbar, und Anne ließ es sich nicht nehmen, dem Haus regelmäßig einen Besuch abzustatten. In den Monaten seit der Gründung war das Frauenhaus von den Frauen der Umgebung – zum größten Teil die Prostituierten der Hafengegend – gut angenommen worden, es hatte sich herumgesprochen, dass sie hier warme Kleidung, Essen, Tee und tröstende Worte empfangen konnten, aber auch Rat in allen Angelegenheiten.

Anne und Helene stachen vor den anderen Besucherinnen des Hauses in jeder Hinsicht hervor, aber die Ärztin war bekannt unter den Prostituierten, sodass sie sie nicht mit missbilligenden Blicken bedachten, sondern ihre Gegenwart als etwas Alltägliches hinnahmen. Die Erwähnung der Cholera aber provozierte scheele Blicke.

»Doch«, fuhr Anne fort, »dann müsste sich mindestens die Mutter angesteckt haben. Wir haben sie beobachtet, sie ist symptomlos. Und alle anderen, die auf dem Transport mit den beiden in Berührung kamen, ebenfalls. Nein, wäre es die Cholera, hätten wir jetzt mehr Erkrankte.«

Helene fiel ein Stein vom Herzen. Obwohl sie Angelika und noch weniger Margit Glauben schenken wollte, hatte sie doch

den restlichen Nachmittag an die Möglichkeit einer Epidemie denken müssen. Aber sie vertraute Anne, und wenn diese fest davon überzeugt war, dass die Todesursache eine andere war, glaubte sie ihrem Wort.

Die Ärztin schob nun kauend ihren Teller von sich weg, sie hatte kein Fitzelchen übrig gelassen. Trotz ihrer schmalen Gestalt konnte Anne Fitzpatrick essen wie ein Pferdekutscher, auch etwas, das beide Frauen einte.

»Er muss bereits geschwächt gewesen sein, als er auf die Reise gegangen ist. Wahrscheinlich hatte er die Ruhr, und sie konnten es vor den Kontrollen noch geschickt verbergen. Aber dann hat er etwas Falsches gegessen, sich vielleicht überanstrengt. Sein Körper hatte keine Reserven.«

Sie schwiegen. Helene hatte keinen Appetit mehr, sie musste an die teilweise ausgemergelten Gestalten in ihrem Unter-richt denken. Bauernkinder, die verschimmelte Kartoffeln aßen, weil der Acker nichts mehr hergab. Wassersuppe, Brotkanten, Kartoffelschalen – es war ein Trauerspiel, in welchem Zustand manche der Kinder waren. Es konnte, ja, es musste für sie besser werden, dort, wo sie hinwollten. Kinder waren die Zukunft, sie waren die Hoffnung jedes Landes, wenn die Kinder starben, dann starb das Land. Helene hatte gedacht, dass sie in Hamburg, im Frauenhaus in der Paulstraße, genug Kinderelend gesehen hatte, aber das war kein Vergleich mit den armen Wesen, denen sie in den Auswandererhallen begegnete. All das war so weit entfernt von der Welt, in der sie aufgewachsen war, dass Helene umso stärker die Verpflichtung fühlte, diesen Menschen etwas von dem Behütetsein zurückgeben zu wollen.

Sie hatte Valentin nicht gekannt, aber sie trauerte nun um ihn, stellvertretend für all die Kinder in Not.

»Hast du den Mond gestern gesehen?«, fragte sie ihr Gegenüber.

»Die schmale Sichel?«

Helene nickte.

»Eigentlich wunderschön. Aber ich hatte plötzlich das Bild einer Sense vor Augen, wie ein schlechtes Omen.«

Jetzt lachte Anne sanft, fasste über den Tisch und griff nach Helenes Haaren. »Meinst du nicht, der Gedanke an eine Sense hat vielmehr damit zu tun? Sense, Schere ...«

Helene schüttelte den Kopf und wurde auf einmal verlegen. Beinahe jeder hatte sie heute auf ihre Haare angesprochen, auf der Straße hatten ihr Leute hinterhergeschaut. Es würde dauern, bis sie sich daran gewöhnt hatte.

»Es ist wunderschön«, sagte Anne nun mit einem Lächeln in ihren dunklen Augen.

Manchmal sah sie die Jüngere auf eine Weise an, die diese nicht einordnen konnte. Ja, die Helene sogar unangenehm war. Es schien ihr, als sähe sie Begehrlichkeit in Annes Blick.

»Nein«, gab sie zurück und schüttelte unwirsch den Kopf. »Nein, damit hatte es nichts zu tun. Ich habe eine Sense gesehen«, beharrte sie. »Und tatsächlich ist ausgerechnet dann, als ich den Mond betrachtet habe, ein Kind gestorben.«

»Auf der ganzen Welt sind zahlreiche Menschen zu diesem Zeitpunkt gestorben«, versuchte Anne zu beschwichtigen, aber Helene fiel ihr ins Wort.

»Und dann auch noch der Hund. Nein, es war ein schlechtes Omen.«

»Der Hund?« Anne runzelte die Stirn. »Welcher Hund?«

»Der große schwarze Zottel mit dem grauen Bart. Er lag hinter dem Verwaltungsgebäude. Die Kinder wollten ihn begraben, aber ...«

Ruckartig setzte Anne sich auf und griff fest nach Helenes Hand. »Wo ist er?«

Helene war verwirrt. Warum nur brachte die Nachricht des toten Tieres die Ärztin so auf? Mehr noch als der Tod des Jungen, so schien es ihr.

»Wo er ist? Ich weiß nicht, ich habe dem Wachpersonal gesagt, sie sollen sich darum kümmern.«

»Woran ist er gestorben?«

»Das kann ich dir nun wirklich nicht sagen! Jedenfalls keines natürlichen Todes. Er hatte sein Maul verzerrt und ...«

»Schaum?« Anne schien vollkommen aufgebracht, »Schaum, Erbrochenes, Kot?«

»Warum fragst du das?«

Aber Anne gab Helene keine Antwort. Sie war aufgestanden und lief zur Tür. »Ich muss unverzüglich dorthin.«

»Anne!«, rief Helene und bekam an der Tür die Freundin zu fassen. »Was ist denn mit dem Hund?«

Anne drehte sich nun ganz zu ihrer Freundin um und blickte ihr fest in die Augen. »Es ist der Hund, der gestern etwas von dem Erbrochenen des Jungen gefressen hat.«

Helene war verwirrt. Sie verstand nicht.

»Ruhr überträgt sich nicht auf ein Tier. Aber wenn der Hund genauso gestorben ist wie der Junge, kann es nur eine Ursache haben.«

»Und die wäre?«, fragte Helene nach.

»Gift.«

Helene sog scharf die Luft ein. Die Sense, dachte sie. Diese vermaledeite Sense.

### 3.

»Auf ein Bier?« Berthold Rheydt wischte sich mit dem Ärmel seines Mantels über die verschwitzte Stirn. Er kam direkt vom Fußballtraining und hatte anschließend weder geduscht, noch hatte er sich umgezogen, sondern trug sein schwarzes Trikot mit dem weißen Kragen und die knielange Trainingshose. Lediglich die Fußballschuhe hatte er gegen seine Stiefel umge-

tauscht, die ledernen Stollenschuhe baumelten nun über seiner Schulter.

Obwohl die Temperaturen an diesem Abend nur wenig über null lagen, verspürte er keinen Drang, sich wärmer anzuziehen, sein schwerer Körper war durch die sportliche Betätigung vollkommen durchgewärmt, ja, er glühte förmlich. Ihn dürstete nach Abkühlung, aber nicht mit einer kalten Dusche, vielmehr sehnte er sich nach einem kalten Bier. Auf dem Heimweg würde Berthold bis auf die Knochen durchfrieren, das wusste er, aber er brauchte den Schmerz, den er am Ende mit einer heißen Wanne betäuben würde. Und mehreren Gläsern Genever. Anders, das ahnte der Kommissar, würde er nicht in den Schlaf finden können.

Aber zuerst ein kaltes Bier gegen den Durst.

Willy Brenner zögerte. Ein Blick auf seinen Vorgesetzten, dem die Ungeduld und Anspannung ins Gesicht geschrieben stand, ließ ihn nicken.

»Gern. Ich würde aber vorher noch ...« Er zeigte zum Duschraum.

Berthold nickte. »Ich warte draußen.«

Der Kommissar verließ die große Turnhalle auf dem Heiliggeistfeld, wo sie ihr Fußballtraining absolviert hatten. Dass sie die Umkleiden und Duschen dort benutzen durften, war eine große Gnade des Turnvereins, dessen Mitglieder die Fußballer behandelten wie Abschäum. Sport, das war Fechten oder Turnen. Aber einem ledernen Ball hinterherjagen, galt als Beschäftigung für tumbe Affen.

Nun, dachte Berthold, während er sich mit dem Rücken an die Backsteinmauer lehnte und ein paar Jungen zusah, die sich einen Ball aus alten Lumpen zukickten, momentan spielte sein Verein, der 1. FC St. Pauli auch genauso. In einer Liga mit den Affen. Es war die schlechteste Saison, seit er bei dem Verein spielte. Sie verloren ein Spiel der norddeutschen Meisterschaft

nach dem anderen und nicht nur seine zweite Mannschaft, auch die erste, in der sein Schupo Brenner Torwart war. Dessen erste war in die dritte Liga abgerutscht, ein Aufstieg unmöglich. Die Mannschaft behandelte den Jungen, als sei er allein schuld am Abstieg, aber das lag wohl daran, dass Willy der einzige Spieler aus der Arbeiterklasse war. Schauten die Turner auf die in ihren Augen primitiven Fußballer herab, so meinten diese, sich von den Arbeitern abzusetzen, indem sie nur Angestellte und Snobs in ihre Vereine aufnahmen.

Deshalb gewannen sie auch keinen Blumentopf, ärgerte sich Berthold Rheydt, wenn man sich zu fein war, sich beim Sport schmutzig zu machen, konnte es nie was werden mit dem Aufstieg.

Erst jetzt bemerkte er, dass einer der Jungen, die er gedankenverloren beobachtete, ein Hellblonder mit kurzen Hosen und ordentlicher Filzjoppe, nass war. Durchgeweicht von Kopf bis Fuß. Es schien weder ihn selbst noch die anderen Jungen zu stören. Kein Wunder, dachte Berthold wehmütig, sie können ihn ja nicht sehen. Meinen Sohn. Willem. Nur er konnte das, nur er hatte immer wieder diese Vision. Als spüre er, dass sein Vater ihn betrachtete, drehte sich der Junge um, blickte direkt zu Berthold, winkte – und verschwand.

»Wir können.«

Der frisch geduschte Brenner trat aus der Tür neben seinen Chef und blickte ihn prüfend an. Berthold wusste, dass seine Leute ihn manchmal seltsam fanden. So wie jetzt, wahrscheinlich hatte er seinem Sohn zugelächelt, ohne es zu merken. Seinem Sohn, der nicht hier war, es nicht sein konnte, der mit seiner Mutter Elisabeth auf dem Grund der Nordsee lag. Und der, ebenso wie sie, keine Ruhe fand und immer wieder vor Bertholds geistigem Auge auftauchte.

Ein Grund mehr für ein Bier, befand der Kommissar, packte Brenner am Arm und zog ihn mit sich. In der Annen-, Ecke

Sophienstraße gab es ein namenloses Kellerlokal, dorthin entführte er seinen Mitarbeiter.

Es war eine saubere, einfache Kneipe, die Holztische und der Tresen wurden nach jedem Getränk abgewischt, der Wirt war nicht selbst sein bester Gast, schenkte dafür jedoch ordentlich ein. Hier saßen nicht die üblichen Verbrechervisagen, wie sonst auf St. Pauli, aber auch keine der vielen Polizeispitzel, denen man in der Hansestadt kaum entkommen konnte.

Beim Eintreten hob Berthold lediglich zwei Finger in die Höhe, der Wirt nickte, und die beiden Polizisten suchten sich einen ruhigen Tisch in der Ecke.

Sie schwiegen, bis das frisch gezapfte Bier vor ihnen auf dem Tisch stand, der Kommissar orderte eine Gulaschsuppe, dann erst prosteten sie sich zu.

Willy Brenner wischte sich nach dem ersten Schluck den Schaum aus seinem Schnauzbart, den er seit Neuestem trug.

»Ziemlich lausiges Spiel«, kommentierte er das Training.

»An Ihnen liegt es nicht, Brenner, ganz gleich, was die Mannschaftskollegen behaupten.«

Der junge Schupo nickte. »Weiß ich. Trotzdem. Hab schon drüber nachgedacht, ob ich den Trainer nicht bitten soll, dass er mich in die zweite steckt.« Er sah seinem Chef ins Gesicht. »Dann sind wir wenigstens zusammen miserabel.«

Trotz seiner schlechten Laune musste Berthold lachen. »Napfmann wird einen Teufel tun«, gab er zurück, schob sein Glas, das er in einem Zug geleert hatte, dem Wirt zu, als dieser den Suppenteller zu ihrem Tisch brachte. »Der weiß genauso gut wie ich, wer sein bester Mann ist.« Berthold schlug dem jungen Mann freundschaftlich auf die Schulter. »Die anderen sind Pfeifen. Wenn wir bloß mehr von Ihrer Sorte in den Verein bekämen. Raabe wäre ein Anfang.«

Jens Raabe war ein weiterer Kollege, den Berthold im Fall des Hafenmörders in sein Team geholt hatte. Frisch von der Polizei-

schule, ein fittes Kerlchen, gierig und aufgeweckt. Und kicken konnte er zudem. Er wäre ein Gewinn für den FC, da war der Kommissar sicher.

Brenner hob hilflos die Hände. »Napfmann hat die Hosen voll. Der traut sich nicht, sich gegen die Vereinsleitung durchzusetzen.«

Ein weiteres frisches Bier landete vor Bertholds Nase auf dem Tisch, während Brenner an seinem lediglich genippt hatte.

»Ein verdammter Winter war das.« Berthold strich mit dem Zeigefinger über den Glasrand, schob die Schaumkrone herunter und leckte den Finger ab. »Aber was soll's, Brenner. Pech im Spiel, Glück in der Liebe.«

Wie erwartet wurde der junge Mann verlegen. »Könnte man so sagen.«

Auch Berthold war seine Bemerkung unangenehm, er vermied es, mit seinen Leuten über Privates zu sprechen. Er war ohnehin der, der am wenigsten von sich preisgab.

»Das freut mich für Sie«, schob er unverbindlich nach.

Doch Willy Brenner schien etwas auf der Seele zu lasten. Er nahm einen tiefen Schluck von seinem Bier. Als er es abstellte, zeigte sich ein bitterer Zug um seinen Mund.

»So einfach ist es nicht, leider, Herr Kommissar.«

Berthold legte den Löffel weg und schob die Gulaschsuppe ein Stückchen von sich weg. So wenig wie er über Brenners Verlobte reden wollte, so wenig wollte er den jungen Mann einfach abtropfen lassen. Wenn dem Jungen etwas auf der Seele brannte, sah er es als Älterer und Vorgesetzter als seine Pflicht an, ein offenes Ohr zu haben.

»Berthold.« Der Kommissar hielt dem Schupo die Hand hin. »Solange wir unter uns und beim Sport sind.« So würde es dem Jungen leichter sein, sich von der Seele zu reden, was ihn belastete.

»Willy.« Brenner schlug ein.

Sie prosteten sich erneut zu, Berthold stellte verwundert fest, dass sich sein Glas erneut bis zur Neige geleert hatte – die Holsten-Gläser waren wohl kleiner als andere –, und orderte Nachschub.

»Liebe ist nicht alles, Herr Kommissar. Berthold. Aber ich will Theresa einen ordentlichen Haushalt bieten. Und dazu fehlt's noch.« Er rieb Daumen und Zeigefinger aneinander.

»Deine Theresa ist doch bestimmt keine, die große Ansprüche stellt?« Berthold wusste, dass Theresa, in die Brenner sich verguckt hatte, für den Verein *Frauenwohl* arbeitete. Sie stammte selbst aus dem Milieu wie die Frauen, um die sie sich kümmerte und hatte es, so erzählte Brenner, mit eisernem Willen geschafft, sich daraus zu befreien.

Willy Brenner schüttelte den Kopf. »Ganz und gar nicht. Aber ich will ihr was Besseres bieten. Das Loch, in dem ich hause – da soll sie nicht hin. Ich will, dass wir in 'nem anständigen Viertel wohnen. 'ne kleine Wohnung, mehr muss es nicht sein. Aber die Kinder sollen besser aufwachsen als wir beide. Theresa und ich«, verbesserte er sich mit einem Seitenblick auf den Kommissar, um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen.

Berthold nickte. Das Gehalt des Schupos reichte nicht. Er wusste, dass seine Jungs zu wenig verdienten. Immerhin, es war eine gute Arbeit, sicher und mit Aufstiegschancen. Aber der Anfang war hart, und manch einer der jungen Polizisten, die aus der Arbeiterschaft kamen, fragte sich, ob er mit Gaunereien auf der Straße, von der er kam, nicht mehr verdienen würde als mit ehrlicher Arbeit.

»Ich will sehen, ob ich was machen kann«, antwortete er. »Ich lege bei Paulmann ein gutes Wort für Sie ein.«

Ein gutes Wort bei Paulmann, dachte Berthold später, als er durch das abendliche Sankt Pauli nach Hause lief. Das könnte ich selbst gut brauchen.

Seit dem Hafenmörder-Fall fühlte er sich, als sei seine Karriere in einer Sackgasse gelandet. Dabei hatte es so gut angefangen. Er hatte von seinem direkten Vorgesetzten Christian Paulmann, den alle wegen seines rundlichen Äußeren nur den »Schneemann« nannten, einen auf den ersten Blick einfachen Mordfall überantwortet bekommen. Zwei Tote Prostituierte im Hafenbecken. Ein Fall im Milieu, der Mörder würde ein Zuhälter sein und schnell gefunden werden.

Doch dann hatte sich herausgestellt, dass es sich um die Taten des übelsten Serienmörders handelte, mit dem die Hansestadt jemals zu tun hatte. Man hatte Berthold den Fall wieder weggenommen, weil er nicht prominent genug war, und ihn unter der Hand doch wieder darauf angesetzt. Die Erwartungen, die der Schneemann, aber auch Kripo-Chef Gustav Roscher in ihn gesetzt hatten, hatte Berthold nicht enttäuscht. Er hatte den Mörder gefunden. Nur, dass dieser Minuten vor seiner Verhaftung fliehen konnte. Und sich noch immer, dank seines vermögenden und einflussreichen Vaters, auf freiem Fuß befand. Irgendwo auf dieser Welt.

Verdammt, Berthold stieß wütend gegen einen Stein am Wegrand. Er hatte gute Arbeit geleistet, er war ein guter Mordermittler, er wusste es. Und seine Vorgesetzten wussten es auch. Aber die Öffentlichkeit hatte Hohn und Spott über ihm ausgeschüttet, dank der Presse, die nichts Besseres zu tun gehabt hatte, als ihn an den Pranger zu stellen. Als den Mann, der den Mörder laufen ließ.

Seitdem kannte jedes Kind in der Stadt seinen Namen und sein Gesicht. Sollten sie doch! Berthold Rheydt war sein Ansehen egal. Es war ihm gleich, was andere von ihm dachten. Sollten sie Spottlieder auf ihn singen – einzig der Journalist Max Lauritzen von der *Hansepost* hatte ihn und seine Arbeit öffentlich verteidigt –, es interessierte ihn nicht die Bohne. Aber dass er seitdem, seit November vergangenen Jahres, keinen einzigen

interessanten Fall mehr zugeteilt bekommen hatte, das wurmte ihn. Roscher hatte gerade noch verhindern können, dass er degradiert wurde. Der Polizeipräsident hatte den Vorstoß gemacht, der Druck der Bürgerschaft auf ihn war enorm gewesen. Aber Gustav Roscher, ein Mann mit Rückgrat und Prinzipien, hatte sich vor Berthold Rheydt gestellt. Allein, es half nicht. Die Todesfälle, mit denen er seitdem zu tun hatte, waren so banal wie grausam.

Ein ertrunkenes Dienstmädchen – eine Selbstmörderin, die sich aus Liebeskummer das Leben genommen hatte.

Ein erschlagener Tabakhändler – dessen Laufbursche ihn hinterrücks ermordet hatte, als er ihn beim Griff in die Kasse erwischte hatte.

Ein totes Ehepaar – vom Nachbarn aus Habgier erstochen.

Und dergleichen Banalitäten mehr.

Jeden dieser Fälle und noch mehr hatte Berthold innerhalb weniger Stunden aufgeklärt, oftmals hatte es gereicht, die Fingerabdrücke zu nehmen. Diese Arbeit machte er im Schlaf – und so fühlte er sich auch. Als schlief sein Gehirn, während er sich wie ein Golem durch den Tag bewegte.

Er lief an der Großen Elbstraße entlang, zur Linken glitzerte die Elbe auf Höhe des Freihafens, die Ladeschuppen hatte er hinter sich gelassen und konnte dank der vereinzelter Lichter, die an den wenigen hier vertäuten Schiffen leuchteten, fast bis zum Ufer des Mühlenwärder hinübersehen. Wenn er die kalte Abendluft tief in seine Lungen sog, roch er die See. Die freie unbändige Nordsee, nach der er sich so sehnte und die ihm doch alles genommen hatte, was ihm lieb und teuer war. Seine Seele, die Seele des Berthold Rheydt, war mit seiner Frau und dem Sohn auf den Grund der Nordsee gesunken.

»Ach, Herr Kommissar, endlich!«, begrüßte ihn die Witwe Petersen, kaum dass Berthold die Tür geöffnet hatte. Sie war seine

Zimmerwirtin. Eine Admiralswitwe über siebzig, die ihm den ersten Stock ihrer kleinen Villa an der Flottbeker Chaussee vermietet hatte. Für ein kleines Geld, dafür ging er ihr in Haus und Garten zur Hand. Jetzt sprang sie von dem Stuhl auf, auf dem sie ausgeharrt und auf ihn gewartet hatte. Ihr runzliges Gesicht glühte vor Aufregung. »Sehen Sie nur, er ist da!« Sie zeigte auf eine Anrichte. Darauf stand er: der neue Fernsprechapparat. Flankiert von einer Lampe, dekorativ auf ein Spitzendeckchen platziert.

Berthold Rheydt musste grinsen. Die Installation des Fernsprechers bewegte die Witwe Petersen seit Wochen.

»Das ist ja mal ein Ding, Frau Petersen. Da haben wir uns die große weite Welt ins Haus geholt.«

»Ach was, Herr Kommissar. Wer in aller Welt sollte mich wohl anrufen?« Die Witwe nahm seine großen Hände in die ihren. Sie waren warm und trocken, und Berthold schämte sich seiner großen ungewaschenen Pranken.

»Das Stadthaus ist hier eingezogen, nicht wahr?« Sie zwinkerte ihm zu.

Das Stadthaus war der prominente Bau, in dem das Polizeipräsidium untergebracht war.

»Das ist wohl wahr, Frau Petersen.« Berthold hob den Hörer ab, und sofort meldete sich die Stimme eines Telefonfräuleins.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Danke, Fräulein, das war ein Versehen«, gab er zurück und legte den Hörer rasch wieder auf die Gabel.

Die Witwe Petersen schlug die Hand vor den Mund. »Du meine Güte! Sind die da drin die ganze Nacht wach?«

Berthold konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. »Die Fräuleins sind nicht da drin, sondern auf dem Amt. Und ja, die ganze Nacht über ist das dort besetzt.« Er dachte an die Telefonzentrale im Präsidium, in der allein über zwanzig Telefonistinnen rund um die Uhr arbeiteten. Wie im Bienenstock ging es dort zu.

»Das weiß ich doch, dass die nicht da drinsitzen«, gab die Witwe zurück. »Haben Sie schon gegessen? Ich hab noch Sauerbraten. Und Rotkohl.«

Augenblicklich lief Berthold das Wasser im Mund zusammen, aber er schlug das verlockende Angebot aus. Wenn er nicht rasch ins heiße Wasser kam, würde er morgen mit einer Erkältung zur Arbeit gehen müssen. Die Dreiviertelstunde, die er in seinen dünnen Trainingsklamotten nach Hause gelaufen war, hatten ihn zum Eisblock gefrieren lassen. Trotz des dicken Wintermantels.

»Danke, Frau Petersen. Machen Sie, dass Sie ins Bett kommen. Sie müssen den Apparat nicht die ganze Zeit bewachen. Der meldet sich von selbst, wenn er was von uns will.«

Hätte Berthold Rheydt gewusst, dass sich seine Worte noch in derselben Nacht bewahrheiteten, er wäre früher zu Bett gegangen. So jedoch lag er eine halbe Ewigkeit in der Badewanne, für die er allein eine knappe Stunde hatte einheizen müssen. Sobald das Wasser kälter wurde, goss er heißes aus dem Kessel nach, trank ein Glas Genever und noch eines und dachte über seine Perspektiven nach. Wenn die Arbeit immer so weiterging, wie sie jetzt war, dann hielte es ihn nicht mehr lange in der Mordkommission. Aber wohin sollte er sich versetzen lassen? Zur Bandenkriminalität, so wie sein Freund und Kollege Elmar Thönnies? Das schien ihm noch öder. Oder zur Sitte? Bloß nicht, dachte Berthold angewidert, goss eine weitere Kanne heißes Wasser nach und tauchte unter. Das Leben war zu kurz, um es mit abstoßenden Luden und misshandelten Frauen zu verbringen.

Misshandelte Frauen – dieser Gedanke ließ ihn an Anne Fitzpatrick denken. Oder vielmehr Anne van der Zwaan, wie er vor Monaten herausgefunden hatte. Die junge Ärztin hatte ihr Leben den gefallen Frauen gewidmet, und Berthold fragte sich noch immer, warum eine Frau wie sie, aus gutem Hause

stammend, gebildet und klug, diesen Weg für sich wählte. Was trieb die Frau an? Diese rätselhafte, unzugängliche und zugleich so faszinierend schöne und geistreiche Frau, die ihn in seinen Träumen verfolgte.

Seit dem Fall des Hafenmörders hatte er sie nicht mehr getroffen. Und warum auch – beruflich sollten sie möglichst nicht mehr miteinander in Berührung kommen, denn das würde bedeuten, dass sie erneut in einen Mordfall verwickelt wäre, und das konnte der Kommissar ernstlich niemandem wünschen.

Und wo sonst hätten sich ihre Wege kreuzen sollen? Er vermied es tunlichst, sich in der Nähe ihrer neuen Praxis sehen zu lassen, sie hätte es nicht gut aufgefasst. Bei ihrem letzten Treffen im November hatte er ihr offenbart, dass er wusste, was ihr dunkles Geheimnis war. Warum der Scotland Yard in England nach ihr suchte. Die Tatsache, dass er sie damit erpressen könnte, wenn er wollte, dass er sie den englischen Kollegen ausliefern konnte, machte ihr Angst. Und das Letzte, was Berthold Rheydt wollte, war einer Frau Angst zu machen.

Die letzte Frau, die Angst vor ihm gehabt hatte, war seine Ehefrau Elisabeth gewesen. Und es hatte sie in den Tod getrieben.

Berthold verscheuchte den Gedanken an Elisabeth und erst recht an die junge Ärztin und beschäftigte sich mit seinen beruflichen Perspektiven, die er als durch und durch unbefriedigend empfand, während er sich von Kopf bis Fuß abseifte, um dann endlich rot geschrubbt und mit brennender Haut die Badewanne zu verlassen.

Als er kurz nach Mitternacht endlich in den Schlaf fiel, war der Kopf des Kommissars bevölkert mit den verschiedensten Figuren, die einen bizarren Reigen aufführten: Anne Fitzpatrick, das schöne Schneewittchen mit dem dunklen Geheimnis, der kugelrunde Schneemann Christian Paulmann, Eugen Knäppke, der ehemalige Tormann des FC St. Pauli, dem er selbst die Visa-

ge zerschossen hatte und an dessen Stelle Willy Brenner nachrücken konnte und immer und immer wieder das frettchenhafte Gesicht von Joachim von Stetten, dem flüchtigen Hafenermörder.

Als ihn zwei Stunden später das Klingeln des Telefonapparates weckte, schreckte Berthold hoch und brauchte einige Sekunden, um zu wissen, wo er war. Das seltsam schrille Geräusch konnte er nicht einordnen, bis die Stimme der Witwe Petersen von unten zu ihm hoch drang.

»Herr Rheydt, Herr Rheydt! Kommen Sie! Schnell!«

Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er nachts vom unsanften wie unerbittlichen Klingeln des Fernsprechapparates in der Diele im Erdgeschoss aus dem Bett geholt wurde. Es würde nicht lange dauern, bis dieses Geräusch ein fester Bestandteil in seinem Leben werden sollte und er schließlich den Tag verfluchte, an dem der vermaledeite Apparat Einzug in dieses Haus gehalten hatte.

»Ach Gott, ach Gott.« Frau Petersen stand nervös mit den Händen flatternd in Nachthemd und Haube im Flur. Berthold sparte sich den Kommentar, dass sie den Hörer hätte abheben können, denn wozu taugte das Gerät, wenn man es nicht bediente. Aber weil er wusste, dass er der Adressat der nächtlichen Störung war, schluckte er den Kommentar herunter und hob ab.

»Ein Gespräch für Sie«, drang die Stimme des Fräuleins vom Amt an sein Ohr. Freundlich und gelassen, als sei es das Normalste der Welt, Menschen um zwei Uhr in der Nacht aus dem Bett zu klingeln.

»Ich nehme an«, gab der Kommissar zurück und räusperte sich, der Genever hatte seinen Stimmbändern arg zugesetzt.

Die Stimme von Elmar Thönnes drang direkt darauf an sein Ohr.

»Ausgeschlafen?« Thönnes lachte dröhnend über seinen eigenen Witz und wartete die Antwort, die er ohnehin kannte,

nicht ab. »Rademachergang zwanzig. Zweiter Hinterhof, rechts neben der Tischlerei geht's rein. Bei Marchlevsky.«

Berthold nickte instinktiv, bis ihm einfiel, dass Thönnies ihn nicht sehen konnte.

»Ach, Berthold?«, schob dieser hinterher, »Droschke ist unterwegs.«

Ein Glück, befand der Kommissar, legte auf und blickte in das bekümmerte Gesicht seiner Zimmerwirtin.

»Wenn das nun immer so geht?«, fragte diese bang.

Berthold suchte nach Worten. Er brachte es nicht übers Herz, die alte Dame anzulügen, doch scheute er sich ebenso, die Wahrheit auszusprechen. Denn er wusste in dem Moment, als er den Hörer abgehoben hatte: Mit der Nachtruhe in der Villa Petersen war es erst einmal vorbei.

Der Rademachergang lag mitten im Verbrecherviertel. Der Fahrer der Droschke, die Berthold zum Ort des Verbrechens kutschieren sollte, ließ ihn an der Wexstraße raus, die Gassen waren zu eng für sein Fahrzeug.

»Da kratzt mir noch einer den Lack ab!«, befürchtete der Fahrer, »wenn er mir nicht gleich die Kehle aufschlitzt.«

»So schlimm wird es schon nicht kommen«, kommentierte Berthold, bezahlte den Fahrer und wandte sich dem Eingang des Rademacherganges zu. Bis zur Ecke Kornträgergang, dort, wo sich eine große Drogerie befand, wäre ausreichend Platz für die Droschke gewesen. Aber dann machte der Rademachergang einen Knick, und spätestens nach der Abzweigung zum Breitengang wäre kein Durchkommen mehr. Der schmale Durchlass aus holprigem Katzenkopfpflaster war eng und krumm, in der Mitte wölbte sich die Straße, zu beiden Seiten fiel sie ab. Links und rechts ragten eng die vier- bis fünfstöckigen Fachwerkhäuser empor, spitzgiebelig, Fenster reihte sich an Fenster, dahinter die kleinen Wohnungen der Arbeiter wie Bienenwaben. Die

Hausnummer, die Berthold suchte, lag direkt hinter der Synagoge in der Parallelstraße. Hier, in dieser Gegend wohnten viele Juden, viele ehrbare Menschen, die nichts mit den Kanailen, die dem Viertel seinen Namen gaben, gemein hatten. Dennoch: Es war eine übel beleumundete Gegend, in der der Kommissar nicht zum ersten Mal zu tun hatte. Gerade deshalb erwartete er nicht, dass Elmar Thönnes ihm einen Fall präsentieren würde, der seinen kriminalistischen Intellekt herausforderte. Und tatsächlich ließ die Gestalt, die gekrümmt über einem abgewetzten Holztisch niedergesunken war, keinen anderen Schluss zu: Es handelte sich um eines der im Milieu üblichen Gewaltdelikte.

Dem Opfer, ein Mann mit schütterem Haar, war der Schädel zerschmettert worden, die Tatwaffe, ein schwerer marmorner Aschenbecher, lag sogar noch in Reichweite.

Nichts an diesem Todesfall war geheimnisvoll, es war eine Bluttat wie so viele andere banale Morde, mit denen Berthold Rheydt sich abplagte. Er stöhnte.

»Und deshalb holst du mich aus dem Bett?«, richtete er sich wieder auf, nachdem er sich über das Opfer gebeugt und dessen üble Kopfwunde betrachtet hatte. Seinem Freund und Kollegen Elmar, einem vierschrötigen Mann, der am Türrahmen des niedrigen Zimmers lehnte und rauchte, sandte er einen vorwurfsvollen Blick.

»Sperr den Tatort ab, morgen sichern wir die Spuren. Die Leiche und die Fingerabdrücke laufen uns nicht weg. Du schuldest mir 'nen Schnaps, Elmar, und dann geh ich zurück in mein warmes Bett.«

Elmar Thönnes hatte sich den Sermon ungerührt angehört. Dann streifte er die Glut des Zigarrenstumpens mit den bloßen Fingern ab, zertrat die Reste auf dem Holzboden vor der Zimmertür, steckte den Stumpen in eine kleine Dose, aus der er gleichzeitig einen Priem herausbeförderte, den er unter die Unterlippe schob.

»Der Schnaps geht klar. Aber dein Bett kannst du vergessen.«

Berthold richtete sich zur vollen Größe in dem Zimmer auf. Er stieß mit seinem Hut an die niedrige Zimmerdecke. Er ahnte, dass Elmar etwas in der Hinterhand hatte. Sollte dieser Mord am Ende nicht das sein, was auf den ersten Blick ganz offensichtlich war? Ein rohes Delikt, begangen aus Habgier oder Hass, ungeplant und nicht im Geringsten raffiniert? Denn das war, was Berthold sofort registriert hatte. Der Mann war über seinen Papieren sitzend von hinten erschlagen worden. Er hatte seinen Mörder entweder nicht gehört, was unwahrscheinlich war, denn die Dielen unter ihm knarzten bei jedem Schritt. Oder das Opfer war arglos gewesen, hatte dem Menschen, der ihn erschlagen hatte, vertraut. Ein geplanter Mord war dies jedoch kaum – jemanden hinterrücks zu erschlagen, war zu gewagt, der Angreifer konnte nicht sichergehen, dass das Opfer sich nicht doch im letzten Moment umdrehte oder zur Seite zuckte. Tötete man es nicht mit dem ersten Schlag, würde es ein Handgemenge geben – nein, wer einen heimtückischen Mord begehen wollte, plante mit einer anderen Methode, einer, die sicher war. Also konnte es nur ein Mord im Affekt gewesen sein.

Des Weiteren war zumindest auf den ersten Blick nichts in Unordnung. Alle Schubladen des Schreibtisches und auch der Anrichte daneben waren geschlossen, es wirkte nicht, als sei das Zimmer durchsucht worden. Also auch kein Raubmord?

Thönnnes zog nun ein Taschentuch aus seinem Mantel, fasste damit die Klinke der Wohnungstür an und zog sie zu. Dann bedeutete er seinem Kollegen, sich zu ihm auf das abgewetzte Sofa, das dem Schreibtisch, auf dem der Tote lag, gegenüberstand, zu setzen.

»Wir warten auf Schultheiß.«

»Den hast du auch aus dem Bett geholt?« Berthold pfiß durch die Zähne. Schultheiß war der Polizeifotograf, und mit ihm war

nicht gut Kirschen essen – auch nicht am helllichten Tag. »Wird dir nicht gut bekommen.«

»Paulmann hat es abgeseignet.«

»Paulmann?«

»Mit dem habe ich zuallererst telefoniert«, sagte Elmar. »Ein Segen, diese Technik.«

Berthold sah sich um. In der heruntergekommenen Absteige, die das Mordopfer bewohnt hatte, war nichts von einem Fernsprecher zu sehen, und das war auch nicht zu erwarten.

»*Hüttmann's Hotel* in der Poolstraße«, erklärte Elmar.

»Wenn du den Schneemann aus dem Bett holst, dann ist die Kiste hier größer, als ich denke?«

Thönnnes nickte. »Den Mann hier jage ich seit Monaten. Bis nach Kattowitz bin ich ihm gefolgt. Und ausgerechnet hier, vor meiner Nase, geht er mir durch die Lappen.«

»Wer ist er?«

»Misel Marchlevsky. Schmuggler, Mädchenhändler, Schleuser. Mutmaßlich einer der Köpfe des größten Zuhälterrings, mit dem wir es je zu tun gehabt haben.«

Berthold zog verwundert die Brauen hoch. Dafür, dass dieser Misel Marchlevsky ein Großkrimineller gewesen sein sollte, war die Bude, in der er hauste, ziemlich armselig.

Sein Kollege wusste, worauf der Kommissar mit dieser Geste anspielte. »Diese Wohnung ist eines seiner zahlreichen Verstecke. Und sie dient als Tarnung. Wir haben lange gebraucht, bis wir ihn ausfindig machen konnten. Einer unserer Spitzel hat ihn entdeckt, vor zwei Tagen. Wir haben ihn beschatten lassen, und als wir ganz sicher waren, dass die Spinne hier in ihrem Netz sitzt, allein, haben wir zugeschlagen.« Er deutete mit dem Kinn auf den Toten. »Aber wir waren zu spät.«

»Wenn ihr ihn beschattet habt, dann wisst ihr aber auch, wer hier ein und aus gegangen ist?«, erkundigte sich Berthold. »Dann dürfte es kein Problem sein, den Mörder zu identifizieren.«